

Das „Hamburger Echo“
erscheint täglich, ausser
Sonntagen und Feiertagen,
nur einmal. Preis pro
Nummer 1.50 M., monatlich
45.— M., 6. und 12. Monats
1.20 M. und 2.20 M.
Für Abnehmer 40.— M.
Redaktion:
Behlendorferstr. 11, I. Stod.
Verantwortlicher Redakteur:
Paul Engelhorn, Altona.
Verleger:
Behlendorferstr. 11, I. Stod.
Verwaltung:
Behlendorferstr. 11, I. Stod.

Einzelnummer morgens 1.— M., abends sowie Sonnt. und Feiertage 1.50 M.

Abnehmen die abgehenden
Beilagen 12.— M.
unter Ausschluss der „Ge-
schäftlichen Rundschau“.
Kreuzzeitung 6.— M., private
Familienanzeigen 5.50 M.
kleine Anzeigen bis 9 Zeilen
die Zeile 7.— M.,
Reklamzeilen 60.— M.
Anzeigen-Kannakome
Behlendorferstr. 11 im Ge-
schäft (bis 7 Uhr abends
für den folgenden Tag),
in den Büchsen (bis 3 Uhr)
und in allen Annoncen-
Bureaus.
Klapp- und Werbeprospekt
ohne Verbindlichkeit.

Hamburger Echo

Nr. 286.

Donnerstag, den 22. Juni 1922 — Abend-Ausgabe.

36. Jahrgang.

Der Völkerbund.

WPA, London, 21. Juni.

Die „Westminster Gazette“ meldet, Lord Robert Cecil werde den Premierminister am Montag fragen, ob er eine Mitteilung über die Haltung der Regierung in der Frage der Aufnahme Deutschlands in den Völkerbund machen könne.

Die „Daily News“ schreibt in einem Deutschland im Völkerbund überschriebenen Artikel, zu Beginn des September werde die dritte Versammlung des Völkerbundes eröffnet. Vor dieser Zeit müsse ein Beschluss darüber gefasst werden, ob Deutschland Mitglied des Bundes werden soll. Allen europäischen Aufsehen erregend sei es klar, daß Deutschland seine Aufnahme nicht beantragen werde, wenn es nicht vorher die Sicherheit erhält, daß diese Aufnahme allgemein gebilligt wird. Das sei selbstverständlich und Deutschland habe Anspruch auf eine solche Versicherung. Es könne kaum erwartet werden, daß es sich damit begnüge, dem Völkerbund nur in der Art wie Albanien oder Estland es tat, beizutreten. Der Völkerbundesvertrag sei absichtlich so verfaßt worden, daß er die Aufnahme Deutschlands und Ansehens zu gebender Zeit als ständige Mitglieder des Völkerbundes freilasse. Deutschland verlange nichts Unangemessenes, wenn es bei seinem Eintritt eine solche Stellung beantrage. Wenn Frankreich bereit sei, die Zulassung zu unterziehen, so könne die Frage als so gut wie gelöst angesehen werden. Selbst wenn Frankreich aber das nicht tue, würde die Zulassung Großbritanniens Deutschland als gewähltes Mitglied vorschlagen werden, ihm die größten Aussichten darauf eröffnen, daß es diese Stellung erhalte. Noch vergebenerwärtige Deutschland sich nicht, wieviel es durch den Eintritt in den Völkerbund gewinnen könne. Seine Stimme würde nicht nur weit wirksamer sein als heute in bezug auf die Fragen, in denen Deutschland Grund zur Klage zu haben glaube, sondern es würde auch Frankreich dadurch die beste aller Garantien geben, daß es in voller Aufrichtigkeit im Zusammenwirken mit den übrigen Teilen leben wolle. Die Entscheidung liege jedoch letzten Endes bei der britischen Regierung. Das Blatt fragt: Haben wir je unsere Ansicht über Deutschland und den Völkerbund den Franzosen offen unterbreitet? Haben wir je der deutschen Regierung gegenüber zum Ausdruck gebracht, daß wir diese Aufnahme wünschen und einem Antrag Deutschlands jede mögliche Unterstützung gewähren würden? Es sei an der Zeit, daß diese notwendigen Schritte getan würden.

Die Frage, die die „Daily News“ aufwerfen und die Lloyd Georges' heftigster politischer Widersacher von der Linken her, Robert Cecil, zum Gegenstand einer Interpellation im englischen Unterhaus machen will, ist in der Tat mit der brennendsten Frage der deutschen auswärtigen Politik, Gewiss, der Völkerbund, wie er in Versailles erdacht und in Genf Wirklichkeit geworden ist, hat sehr wenig Ähnlichkeit mit jener Versammlung der Staaten der Welt, die Sozialisten und Pazifisten als Ausdruck des Weltfriedens und der Völkerfriedensliebe beschreiben. Das hat sicherlich niemand so oft und so eindringlich betont wie die internationale Sozialdemokratie. Aber ist das ein Grund, abseits zu verharren und Völkerbund und Völkerbund sein zu lassen? Ein solcher Außenhalt im weltpolitischen Schmelzwinkel könnte und kann Deutschland nur schaden.

In der Tat spricht das englische Blatt keine Neuigkeit aus, wenn es behauptet, man sei sich in Deutschland noch lange nicht klar darüber, wieviel durch die Mitgliedschaft im Völkerbund zu gewinnen sei. Die Jahre seit dem Abschluß des Versailler „Friedens“ vertragen haben es deutlich genug bewiesen, daß der stete Versuch der Fühlungnahme mit den Weltmächten, die Unterstützung jeder Verständigungsmöglichkeit bei der Einlage ist, auf dem deutschen Boden dem völligen Zusammenbruch entgegenkamen. Um so weniger durfte verhandelt werden, den Völkerbund, wie er nun einmal war, selbst zum Forum der Verteidigung deutscher Lebensrechte und der Verhinderung des Verständigungs- und Reparationswillems des deutschen Volkes zu machen. Die „Daily News“ mögen recht haben, wenn sie zugeben, daß Deutschland die Zulassung zum Völkerbund erst fordern kann, wenn es sich vergewissert hat, daß man drinnen geneigt ist, Ja zu sagen. Sie geben damit selbst den einzigen Entscheidungsgrund an, der sich für das Schweigen der deutschen Regierung anführen ließe. Man soll sich gegenwärtig nicht ohne Not der Gefahr aussetzen, mit einem Korb des Genes hohen Rates auch noch das schadenfrohe Oppositionsgedächtnis der deutschen Verständigungsgegner auf den Hals zu bekommen, sondern im Rahmen der vorläufigen und diplomatischen Politik bleiben, der die Regierung Wirth-Rathenau ihre bisherigen Erfolge dankt, die ohne viel Trompetengetöse sich einfach aus dem Verlauf der eingeleiteten Aktionen ergaben. Wir wollen sogar noch weiter gehen und annehmen, Stimmen wie die oben von jenseits

des Kanals vernommenen seien die Konsequenzen einer beratigen Wirksamkeit. Dann ist das aber nur ein Grund für uns, die Stimme zu erheben und auch laut zu sagen, daß wir den Beitritt Deutschlands wünschen.

In diesem Sinne ist leider eine gewisse Gleichgültigkeit unserer führenden Männer zu konstatieren, die, ob sie nun beabsichtigt ist oder nicht, eine bedauerliche Wirkung haben muß. Wir haben durch den Eintritt in den Völkerbund nur zu gewinnen, und es gibt kaum einen Grund, der dagegen spräche. Deutschland hätte vor dem Angesicht der Welt in Genf Gelegenheit, nicht nur zu zeigen, daß es nicht mehr das arrogante, in seiner waffenstarken „Verrücktheit“ unabhänge ist, sondern die zu friedliebender Lieberaufbau bereite demokratische Republik. Es könnte dort wirksamer als anderswo und folger als vor den Toren internationaler Konferenzen darlegen, wie es den ehrlichen Wunsch hat, die Schäden des Weltkrieges zu beseitigen und nach Kräften die Verträge zu erfüllen, wie es aber auch ein Recht habe, vor dem Zusammenbruch geschützt zu werden, der ein Zusammenbruch Europas wäre. Und schneller als auf ein Duzend Konferenzen würde durch das Ohr von Genf zu den Völkern der Welt die Kenntnis davon bringen, wo heute die wirklichen Feinde des Friedens sich befinden. Daß die Teilnahme am Völkerbund auch Verpflichtungen mit sich bringen würde, ist klar. Gegen diese aber sich zu wehren, hat die sozialistische Arbeiterpartei keine Verantwortung. Ihr ist an einer ehrlichen Friedenspolitik keine gelegen, und sie ist es abgewohnt, ihre Grundzüge offen vor dem Gegner zu verteidigen. So hat sie es auch nur für im Rahmen der sozialistischen neuerlichen Realpolitik liegend angesehen, daß die christlich-hermeneutische Delegation in Genoa bereits mit dem Gehäusen der Annäherung an den Völkerbund umging.

Der Reichsminister des Auswärtigen Rathenau, ein Mann, dessen Wirksamkeit in der Regierung wir dieses danken, hat am Mittwoch im Reichstag scharfe Töne geäußert, um den Völkerbund wegen der französischen Verhaftung über das Saar-gebiet anzurufen. Es ist zu hoffen, daß er sich auch für Deutschlands Eintritt in den Völkerbund mit ganzer Person einsetzt. Das Wohl des Landes verlangt das gebieterisch.

Offene Verschwörung?

SPD, Berlin, 22. Juni. (Eigener Drahtbericht.)

Die Berliner „Freiheit“ veröffentlicht heute ausgedehnte einen Verschwörungsplan, der von reaktionärer Seite gemacht wird, die den Sturz der Republik offensichtlich zum Zweck hat. Die Zweige der Verschwörungspläne sollen von München ausgehen und sich über Sachsen und die Ostprovinzen erstrecken. Von Bayern aus soll in allerhöchster Zeit Losgeschlagen werden. In Sachsen soll zunächst die sozialistische Regierung gestürzt werden. Man plant, daß mit einem Generalstreik zu rechnen sei und dann Sachsen sofort die Lebensmittelausfuhr abzuschneiden ist. Die „Freiheit“ befaßt unter anderem, daß neben Bayern auch im Wiesengebiet Gegend, Kamion und verdeckt sind. Die Kampfkraft für das Vorgehen in Sachsen ist nach der genannten Quelle noch etwas in Wägen verlegt worden, wo sich ebenfalls Waffenlager befinden. Es sollen besondere Alarm- und Erkennungszeichen auch für die Nacht verabredet worden sein.

In Sachsen befindet sich der Hauptstabs der reaktionären Organisation in Leipzig, Dresden und Chemnitz. Zum Schluß teilt die „Freiheit“ noch folgendes mit: „Es handelt sich bei diesem von uns in kurzen Umrissen wiedergegebenen Verschwörungsplan um ein sehr ernst zu nehmendes Unternehmen, über das Ludendorff nähere Angaben zu machen in der Lage ist. Wir weisen die verantwortlichen Stellen mit allem Nachdruck darauf hin und rufen das gesamte Proletariat auf, wach zu sein und sich zur Abwehr bereit zu halten.“

Bekämpfungsvorhaben in Oesterreich.

SPD, Wien, 22. Juni. (Drahtbericht.)

Der österreichische Finanzminister beabsichtigt gestern vor dem österreichischen Nationalrat die Grundlagen der Sanierungsmöglichkeiten, die allen als eine letzte Lösung, aus dem Finanzkollaps herauszukommen, vorhanden sind. Die bestehenden Steuern sollen erhöht werden, insbesondere ist eine Erhöhung der Grundsteuer um das 350fache vorgesehen. Die Zölle der Waren sollen erhöht werden. Weiter soll unter anderem eine durchgreifende Umgestaltung der Verwaltung und eine Verminderung der Beamten erreicht werden. Das Defizit des Staatshaushalts beträgt zurzeit 780 Millionen Kronen. Die Regierung glaubt, daß sie durch die neue Steuererhöhung einen Betrag von 200 Millionen Kronen herausbekommen kann, so daß 500 Millionen Kronen ungedeckt bleiben, die durch eine höhere innere Anleihe bestritten werden sollen. Die Vorlage über die innere Anleihe soll in der nächsten Woche eingebracht werden.

Nationalismus in Oberschlesien.

Aus dem Uebergabebereich wird dem „Hamburger Echo“ geschrieben:

Nachdem am Sonntag nachmittag um 5 Uhr die Schupo in Kreuzburg ihren Einzug gehalten hatte, sollte am 19. Juni, 10 Uhr vormittags, die Uebergabe an die deutsche Behörde erfolgen. Aus irgendeinem Grunde wurde dieser Akt um 1½ Stunden verzögert. Es war bekanntgegeben worden, daß beim Fahnenwechsel eine Kompanie Italiener vor den interalliierten sowie auch vor der deutschen Fahne Ehrenbezeugungen erweisen sollte. Da von deutscher Seite nicht die deutsche Fahne, sondern die Preußenfahne gehißt wurde, verweigerten die italienischen Truppen die Ehrenbezeugung, und jeder rechtlich Fühlende wird sagen, mit Recht, denn nicht an Preußen, sondern an Deutschland wird Oberschlesien zurückgegeben. Aber die deutschen Behörden schienen auch damit gerechnet zu haben; denn kaum war der letzte Schritt der italienischen Truppen verfallen, als wie auf Kommando eine Abteilung berittener Schupo aus dem Gehöft des Landratsamts zum Vorschein kam, was von der nach Tausenden zählenden Volksmenge jählich begrüßt wurde. Auf den Ruf des Landrats: „Fahne heraus!“ ergriffen an derselben Stelle, wo bisher die interalliierten Fahnen wehten, die Preußenfahne, stürmisch von der Menge begrüßt. Die Schupo salutierte, und die Stadtpolizei spielte „Deutschland über alles“. Es folgte der erste Vers des Preußenliedes. Die Stadt prangt im Fahnenjuch. Genau so, wie sich die Behörden zu schämen scheinen, die Fahne der Republik zu hissen, folgt die Bevölkerung dem reaktionären Beispiel, schwarz-rot-gold ist nur ganz wenig zu sehen, obwohl die sich zur Republik bekennenden Parteien von 30 Stadtverordneten 22 ihr eigen nennen. Zu Ehren der Reichswehr soll ein Festkommers stattfinden. Der Sozialdemokratische Verein hat im Einvernehmen mit der Bezirksleitung nicht an der Begräbnis offiziell teilgenommen.

Am Montag ist die erste Zone Oberschlesiens geräumt und von deutschen Truppen besetzt worden. Kreuzburg und Oberglogau wurden in deutsche Verwaltung genommen. Der Einzug der deutschen Truppen und Volksgenossen vollzog sich unter dem Jubel der Bevölkerung. Eigentümlich berührt es, daß die Flaggendekorationen sowohl in Kreuzburg als in Oberglogau fast durchweg die schwarz-weiß-rot-rot-rot Farben aufwiesen. Es ist anzunehmen, daß man nach dem Muster der Polen in Katowitz den Bürgern diese Farben besonders empfahl. Die Geschäftsleute von Katowitz handelten dabei freilich unter einem mehr als sanften Druck der neuen polnischen Behörden. Dafür wurden ihnen aber die Dekorationen gratis ins Haus geliefert. So konnte es ihnen gleichgültig sein, wie sie die Strafenkonten schmückten, da sie nun einmal geschmückt sein mußten. Die Bürger von Kreuzburg und Oberglogau waren diesem Zwange nicht unterworfen. Dafür standen sie scheinbar sehr stark unter dem suggestiven Einfluß der Ueberpartei und der Schläge. Eine bedauerliche Folge der jahrelangen Unterdrückung und Enttötung während der Regierungszeit der Interalliierten Kommission.

Aber auch die republikanische Reichswehr zog mit den schwarz-weiß-rot-rot und mit den Preußenfarben in die Städte ein. Ob Herr Geßler eine solche Dekoration seiner Truppen gutheißt? Dem denkenden Oberschlesier werden bei diesem Aufzuge sicher die Augen größer geworden sein, und die im deutschen Teil verbliebenen Polen werden in den nächsten Tagen einen sehr guten Agitationsstoff für ihre Sache haben. Der Reichswehrminister der deutschen Republik, der es nicht versteht, sich in zwei Jahren bei seinen Truppen so durchzusetzen, daß sie wenigstens die Republik respektieren, ist mehr zu bedauern, als die Republik selbst. Kreuzburg und Oberglogau sind, wie gesagt, die ersten Stappen der Befreiung Oberschlesiens durch die deutschen Truppen. Bis zum 13. Juli soll die Räumung durch die Entente und die Inbesitznahme durch die deutsche Regierung vollzogen sein. Sollte sich die weitere Befreiung nach demselben Muster wie in Oberglogau und Kreuzburg unter den Klängen der „Wacht am Rhein“ vollziehen, dann werden sich freilich daraus sehr bedeutliche Aussichten für die nächste Zukunft ergeben. Die verantwortlichen Beamten des Reiches hätten also alle Ursache, diesem Aufzug bei Zeiten vorzubeugen.

Stand des Dollars (vorbildlich) 331.

Der Kampf um den Brotpreis.

Die Aussichten der Getreide-Umlage.

Vom Sozialdemokratischen Parlamentsdienst wird uns geschrieben:

Je eindringlicher man im Reichstag an die Beratung der Getreideumlage herangeht, desto schärfer treten die Schwierigkeiten hervor, die noch zu überwinden sind, um eine Regelung herbeizuführen, die auch für die Sozialdemokraten annehmbar ist. Sowohl über die Größe der freizugebenden Fläche wie über den Preis sind sich die Parteien bisher noch nicht im geringsten näher gekommen. Das Zentrum lehnt es ab, die Getreideumlage allein mit Hilfe der anderen Koalitionsparteien und den Unabhängigen im Plenum zu erledigen und ist bestrebt, den schwachen Konsumentenflügel der Deutschen Volkspartei für das Prinzip der Getreideumlage zu gewinnen. Das wird um so schwerer fallen, als hervorragende Männer der Deutschen Volkspartei führend im Reichslanbau vertreten sind. Ähnliche bürgerliche Parteien sind sich auch klar darüber, daß bei Verhandlungen mit der Sozialdemokratie lediglich die Sozialdemokratie nichts zu verlieren hätte. Am schwersten wird sich zweifellos die Preisfrage regeln lassen. Man muß sich vergegenwärtigen, daß selbst wenn für das Umlagegetreide nur ein Preis gebildet wird, der die Hälfte des Weltmarktpreises, wie es die Gesetzesvorlage vorsieht, ausmacht, schon eine Verdoppelung des jetzigen Brotpreises in Frage kommt. Würde sogar der Kompromißvorschlagn des Zentrums, den Preis für das gelieferte Getreide im Verhältnis zu den bisher gezahlten Preisen um 75 % zu erhöhen, angenommen, so würde sich für die Zukunft ein Brotpreis von 85 bis 45 M. ergeben. Die Sozialdemokratie ist sich darüber klar, daß sie eine Steigerung des Brotpreises auf die Dauer nicht verkraften kann. Denn wenn die Preise für alle Lebensmittel und zur Lebenshaltung notwendigen Gegenstände steigen, ist auch eine Verteuerung des Brotes nicht zu verkraften. Um was wir aber mit aller Energie kämpfen werden, ist die Verteuerung in solchen Grenzen zu halten, daß sie durch Lohn- und Gehaltserhöhungen einmengen ausgleichend werden kann.

Die sozialdemokratische Reichstagsfraktion beschäftigte sich am Mittwoch abend mehrere Stunden mit der Getreideumlage wie mit der augenblicklichen innerpolitischen Lage. Es herrschte die einmütige Auffassung vor, daß unsere Mitglieder im volkswirtschaftlichen Ausschuss der sich jetzt mit der Getreideumlage befaßt, und im Steuer- und Wirtschaftsausschuss sein müssen, um alle Verhinderungen abzuwehren, die über das notwendige Maß von Entgegenkommen hinausgehen. Man ist sich bemüht, daß dieses ein Kampf ist, mit dessen Ergebnisse die Lebenshaltung der werktätigen Bevölkerung steigt oder fällt.

Die Beratung im Ansbach.

Der Reichswirtschaftsausschuss des Reichstages begann bereits am Mittwoch mit der Beratung der Getreideumlage. Die im Reichstag zu dem Gesetzesentwurf von der Reichspartei nur Landwirte vorgeschickt wurden, so fanden sich auch im Ausschuss die Vertreter der bürgerlichen Parteien lediglich agrarische Interessensvertreter zusammen. Zunächst wurde beschlossen, in Ansbach der dringenden Wichtigkeit des Gegenstandes und seiner raschen Erledigung von einer Generaldebatte abzusehen. Dennoch aber wurde von den Sozialdemokraten die Generaldebatte erwirkt, indem sie einen vom Abgeordneten Köfke eingebrachten Antrag begründeten, den grundlegenden Artikel 1 der Vorlage abzulehnen und damit den freien Verkehr mit Getreide inländischer Ernte herzustellen. Ein weiterer Antrag der beiden Reichsparteien will für die Umlage einen Scheinpreis in Form weitläufiger Maßnahmen herstellen, deren Wirksamkeit durch Beweise zu erweisen und deren Durchführung jedenfalls im Laufe der zur Beratung stehenden Zeit unmöglich wäre. Es handelt sich ganz offensichtlich um einen Verwicklungs- und Obstruktionsantrag, um zunächst einmal die Getreideumlage zu Fall zu bringen. Was danach wird, scheint den Herren von der Rechten ziemlich gleichgültig zu sein.

Genosse Kappeler trat dem sozialdemokratischen Vorschlag entschieden entgegen. Er beklagte die Sicherstellung der Brotversorgung durch die freie Wirtschaft als eine Unmöglichkeit, ja als eine Katastrophe. Es handle sich jetzt darum, ob es außer der Umlage noch einen anderen Weg gebe. Ein solcher sei aber vorläufig nicht zu sehen. Falls die Vorlage fallen sollte, müsse die Auflösung des Reichstages kommen. Die Frauen würden sich dann gegenüber ihrer Haltung vom 20. Juni 1920 eines Besseren bestimmen. Der Demokrat Köfke spricht den Wunsch nach Verständigung aus. Seine Partei behalte sich volle Freiheit gegenüber der Regierungsvorlage vor und werde sich erst entscheiden, wenn die Beratung des Gesetzes zu übersehen sein werde. — Dr. Herz wendet sich namens der Unabhängigen gleichfalls scharf gegen die Obstruktionsversuche der Rechten, deren Abgeordnete sich nur als Landwirte gebärden, obwohl sie als Vertreter des ganzen Volkes gewählt seien. Die kleinen Landwirte müßten gestrichelt, die großen stärker belastet werden. Ueber die Preisfrage muß Klarheit geschaffen werden. Der Redner warnt das Zentrum davor, ein Kompromiß mit der Deutschen Volkspartei zu suchen.

Reichsfinanzminister Fehr: Nicht Freude an der Zwangswirtschaft, sondern Leid veranlaßt uns, an der öffentlichen Bewirtschaftung im beschränkten Umfang festzuhalten. Grundätzlich ist die freie Wirtschaft zur Förderung der Produktion am besten geeignet. Die Produktion braucht zu ihrer Förderung aber nicht nur

Nacht der Mörder, der Ermordete ist schuldig.

Eine Novelle von Franz Werfel.

[21] Aber die Karenzeife? War sie Wahrheit, war sie Phantasterei verhängender Geister? Lebte Sinada? Ist sie denn überhaupt zu Boden gesunken. Nein! Das habe ich nicht gesehen. Aber wie fern war mir doch alles. Habe ich je denn jemals im Leben gesehen? War ich jemals mit Ruffen, Spielern, Opiumrauchern beisammen gewesen? Wer weiß? Ich habe schon ganz andere Dinge geträumt. Ruffen, Spieler, Opiumraucher — das hatte ich doch schon einmal geträumt! Aber ganz gewiß. Und der Schilbäume! Auch von ihm hatte ich geträumt. Siegerich! Wann? Gleichwohl! Sinada lebt, aber — hat überhaupt niemals gelebt. Wie wenig aber bedeutet das für mich, hatte ich doch eine Aufgabe, eine wichtige, endgültige Aufgabe ganz anderer Art, denn meine Wange brannte, brannte! Ich trat in ein Restaurant, um mich zu stärken. Kaum aber hatte ich ein paar Löfler Suppe zu mir genommen, mußte ich hinaus und mich übergeben. So also ging es nicht. Gott war streng und forderte das Gelübde der Entschuldigtheit von mir, bis ich's vollbracht haben würde. Ich trieb mich wieder in den Straßen umher. Noch war die Zeit nicht gekommen. Wenn ein höherer Offizier mir begegnete, fuhr ich mit meiner Hand empor, um zu salutieren und neigte dann verlegen an der Kränze meines steifen Qutes. (Endlich, endlich! Von irgend einem Herrn sah ich fünf Uhr. Was das für ein vornehmer Viertel war, in dem mein Vater wohnte! Und ich? Auf! Auf! Auf! Ich habe mich in meinem ganzen Leben kaum zweimal in einem solchen Viertel gesehen. (Gottgott! Ich bin der Reibbibliothek noch Geld schuldig!) Und mit dem Satzchen ist es auch nicht weit her. Selbst als Kind, als Kadettenjunker, Sonntags vom häuslichen Tisch stand ich hangend auf. Wie gerne hätte ich ein Stückchen Fleisch noch auf den Keller gelegt, oder gar einen Salat, eine Wurst! Wie leicht und wie wurde es mir die Mutter nicht verweigert haben. Aber ich war so bescheiden, so feige bescheiden! Bitte! Ich, was hatte das alles zu bedeuten? War doch der Tag gekommen.

— Einst wird kommen der Tag —
Ist das nicht der schönste Vers aus dem ganzen Homer? Dreißig Jahre bin ich alt gewesen, als ich über diesen einzigen Vers Kränen unerschütterlicher Wonne vergaß.
Ich mußte stehen bleiben:
„Ach wohl, alle Schönheit dieser Welt!“
Eine halbe Stunde ging ich vor dem Haus, das eins der schönsten des ganzen Gebirgsquartiers war, auf und ab. Dann trat ich in die Portierloge.
„Ist die Generalin zu Hause?“
Der Mann in Zierde hochhersehend, badenbändig, legte langsam die Weile auf die Zeitung, wurde vornehm:
„Nur Excellenz sind heute morgen abgereist!“
„Und mein Vater ist auch nicht zu Hause?“
Der alte Major machte zuerst ein dummes Gesicht, dann erhob er sich schnell, knifflig, lächelnd unterwürdig, stammelte:
„Euer Gnaden bitte gnädigt zu verzeihen! Kompliment! Gehorsamster Diener! Habe nicht gleich erkannt. Seine Excellenz sind ausgefahren, kommen immer erst gegen Abend zurück. Bitte schön, bitte sehr...!“
Ich stieg die breite Treppe hinauf.
Der Durchgang des Generals öffnete mir.
„Ich werde hier auf meinen Vater warten. Führen Sie mich weiter!“
Der Durchgang, hier erlauten Gesicht, ließ mich in einem großen Zimmer allein.
In der Mitte des sehr weiten Raumes stand ein Willardisch mit einem Schutzüberwurf von grüner Leinwand, am Fenster aber ein Mignonflügel.
Neben dem Klavier in einem Erkerbogen hängten sich Klavierauszüge von Operetten und Notenschichten mit den Schlägen dieses Jahres. Meine Stiefmutter! Ich fühlte eine Grimasse auf meinem Gesicht.
Das Nebenzimmer, dessen Tür offen stand, war ein kleiner Rauchsalon. Von hier führte ein offener, von Portieren flankierter Eingang in das Schlafzimmer meines Vaters, das schon für die Nacht in Ordnung gebracht war. Ich sah das aufgeschlagene Bett. So deutlich war dieser Raum vom Willardisch sichtbar.
Ich wartete lange, dann rief ich den Offiziersdiener:
„Hören Sie, ich kann nicht mehr länger bleiben. Warten Sie ihn aus, daß ich hier gehen bin und morgen wiederkommen!“
Ich ging in den Vorraum. Der Diener folgte mir.
„Wie bringe ich den nur fort?“

Es fiel mir ein, meine Schubbänder fester zu schnüren. Währenddessen rief ich über die Schulter:
„Sie können an Ihre Beschäftigung gehen.“
Er verstand.
Etwas schlich ich mich auf den Boden in das Willardischzimmer zurück, wo ich mich nach einem Verließ umschau. Ich tastete die Wand entlang, um eine Leuchte, einen Wandhaken zu entdecken, dabei stieß ich, ich weiß nicht wie, mit der hoch ausgestreckten Hand gegen eine Etage — der Nagel löste sich — und mit ungeheurem Gepolter fiel das Gefesse und alles, was darauf stand, zu Boden.
Schnauf hörte ich. Eine Sekunde, zwei Sekunden, eine Minute, zwei Minuten, fünf Minuten... es rührte sich nichts. Niemand hatte den Lärm gehört. Ich begriff sofort, daß Dienerzimmer und Küche sehr weit entfernt, vielleich in einem anderen Stockwerk sich befinden mußten.
Ich ging daran, die Etage zu schaffen und die Gegenstände aufzulösen.
Willardisch! Zwei hatten sich unter die Möbel verrollt, die dritte, rote, hielt ich mit einem mehrwürdigen Grauen in der Hand. Warum?
Denn weiß ich es.
Sowohl lagen noch geräumte und ungeräumte Photographien auf der Erde, lauter unbekante Menschen in Parade, Frack, Walltoilette, herausfordernde Gesichter, verächtlich auf mich gerichtet.
Da aber war noch eine Photographie.
Ein Akter, nicht älter als dreißig Jahre, die rechte Hand auf ein Gefäß stützend, wie auf Befehl, das verängstigte Gesicht schief hinan gedreht.
Wittlicher Schred!
Lebte der noch immer, wollte er denn nie und nimmer tot begraben, wobei sein? Dieser Kinderleidnam, warum schied er nicht aus meinem Blut? Mein Gott! Ich gerich das Bild. Mein Herz brach fast dabei.
Er, der Vater, hatte es nicht unterlassen, diese Siegestrophäe in seinem Zimmer aufzustellen.
Nach etwas! Jesus! Das war ja eine der Hanteln, mit denen ich damals in den Ferien Turnübungen machen mußte. Wie schwer sie ist! Ich erinnerte mich an hundert Stunden und drückte das kalte Metall an meine Brust, diesen Beugen von Angst und Unglück, das mich niemals verlassen hatte. Und so vielen Jahren mußte ich sie hier finden! Das war kein Zufall.
„So lange war sie verborgen geblieben. Jetzt aber, in dieser Stunde, kommt diese alte Hantel mir entgegen, lacht mich gleichsam,

lacht mich heran, mit jenen Gedanken eingeben — eingeben — nein, zu sagen, zuzurufen, den ich so leicht verlor.“
Ich hatte einen Augenblick, das Gesicht des Vaters, das ich nicht mehr gesehen hatte. Ich hatte mich nicht getraut, nicht dort hin, von wo es zum Schmelzofen wandern und um seine Form kommen muß.
Ist diese Hantel meiner Kindheit dem Vater für den Schutz dankbar?
Warum denn hat er sie aufbewahrt und ihr nach so vielen Ueberlebungen hier in diesem Zimmerräumen einen Raum gemietet? Warum?
War es ganz gewöhnliche Unachtsamkeit?
Nein! Einem Kind entgeht keine Wundtheit auf einem Messingknopf.
War es Unachtsamkeit, verborgenes Erinnerungsgedächtnis, das dem kleinen Knaben galt, der einmal sein Leben verloren war?
Ich hielt den Eisenkopf der Hantel ans Ohr.
Keine Antwort! Sie blieb stumm.
Für mich Antwort genug. Ich verstand sie.
Es mußte geschehen.
Ich prüfte die Festigkeit der beiden Köpfe, ob sie gut auf dem Stiel saßen. Das Ding war wie aus einem Guß — da stieß ich es in meine Tasche.
Inzwischen war es schon recht dunkel geworden. Da hinten sprang das Licht der Laternen auf. Die Fenster malten gelbe Quadrate auf Möbel und Fußböden.
Ich entschloß mich, unter das Willardisch zu kriechen; so war ich am besten verbergen.
In die Leinwand des Ueberzugs schmitt ich mit dem Taschenmesser ein Loch, ähnlich der Klappe im Theatervorhang — so, nun konnte ich genau beobachten, was hier und in den anstoßenden Zimmern vorging.
Ich weiß nicht warum, plötzlich erfaßte mich eine wildende Lust, mich zu verorten, merkwürdig klavier zu spielen, göttlich zu phantasieren, durch die ungeheuren Morde alles Mögliche zu vernichten. Nur mit Mühe hielt ich mich fest. Auf meiner Stirn stand der Schweiß in großen, kalten Tropfen, so viel Kraft brauchte ich dieses Gefühl zu überwinden.
Jetzt erst merkte ich, daß gleichmäßigen Schrittes eine große Uhr im Zimmer tickte.
Ich hammerete meine Finger um die Hantel.
Es klang auf Uhr...“